

Arne Ulbricht

LEHRER

Traumberuf oder Horrorjob?

Ein Insiderbericht



V&R

Arne Ulbricht, Lehrer – Traumberuf oder Horrorjob?



Arne Ulbricht

Lehrer – Traumberuf oder Horrorjob?

Ein Insiderbericht

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-70147-8

ISBN 978-3-647-70147-9 (E-Book)

Umschlagabbildung: Peshkova/Shutterstock.com

© 2013, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.

www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen

bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Druck und Bindung: ☉ Hubert & Co. Göttingen

Inhalt

Prolog	9
Lehrer – das Dauerthema	13
Teil I: Der Schüler, der ein Lehrer wurde	17
»Wie waren Sie eigentlich als Schüler?«	18
Der Albtraum	18
Täter	20
Mobbingopfer?	21
Klassen- bzw. Schulsprecher	22
Schülerquäler und Partykönige: die Lehrer des späteren Lehrers	23
Referendare	25
Schülerquäler und Schülerhasser	27
Partylöwen und Lehrerunikate	28
Teil II: Eine staatlich geförderte Verarschung: das »Lehramtsstudium«	32
Teil III: Das Referendariat	41
Juhu – verbeamtet auf Widerruf	43
Markenzeichen Studentenlook	45
Fünf Probleme	50
Teil IV: Hallo, ich bin der Neue!	56
Teil V: Zwischen Himmel und Hölle: Die Verbeamtung	72
Entamungsmaßnahmen	85
Höchst kompliziert: Was Lehrer verdienen (sollten) ..	91

Teil VI: Es lebe der Föderalismus!	102
Teil VII: Zwischen Horror und Traum –	
aus den Klassenzimmern der Republik	112
Horror(stunden)	118
Traum(stunden)	137
Epilog	155

In den letzten dreißig Jahren haben zahlreiche Lehrerinnen und Lehrer mein Leben geprägt. Einige haben meine eigene Schulzeit bereichert. Andere haben mir im Referendariat oder als Kolleginnen und Kollegen in zahlreichen Lehrerzimmern Beistand geleistet.

Alle haben mich auf die eine oder andere Weise beim Schreiben dieses Buches inspiriert.

Danke ...

... Renate Behr, Kathi Grull, Manfred Jambroschek, Donata und Martin Krotz, Robert Lucke, Anja Riemann, Jürgen Sacht, Dr. Bernd Schedlitz, Günter Schmidt, Dr. Horst Seelemann (in memoriam), Uwe Trautsch und Volker Weidermann

Prolog

Weißt du, woran ich heute denken musste? Nein? Also heute musste ich daran denken, wie wir früher in der Adventszeit jeden Nachmittag – ich wiederhole: *jeden* Nachmittag – gemeinsam Kerzen angezündet und Kuchen gegessen haben. Kuchen, den meine Mutter am selben Tag gebacken hat. Ich kann am Wochenende Kuchen backen. Oder ich stehe um vier Uhr morgens auf. Oder ich backe nachts. Denn nachmittags muss ich arbeiten. *Jeden* Nachmittag.

Meine Frau, die in einem Pharmakonzern in leitender Funktion arbeitet und Lehrerkind ist.

Lehrer??? Puh, harter Job bei den Kindern heute. Also ich könnte das nicht.

Ein Handwerker, der bei uns die Fenster repariert hat.

Warum ich kein Lehrer geworden bin? Nun, es gibt eben auch ehrgeizige Menschen. Als Lehrer wird man ja in so ein Kollegium geworfen, in dem man dann quasi nicht aufsteigen kann. Und am Ende zeige ich am besten noch wirklich Einsatz, und neben mir im Lehrerzimmer sitzt so ein Hausbesitzer in einem zwanzig Jahre alten Cordsakko, verdient A14,¹ weil man früher ja am laufenden Band befördert worden ist, geht mit dem Schulbuch unter dem Arm in den Klassenraum und fragt seine Schüler, wo sie stehen geblieben waren.

Ein Schulfreund auf dem zehnjährigen Abijubiläumstreffen.

1 Grund- und Hauptschullehrer bekommen in der Regel, wenn sie verbeamtet sind, A12, Gymnasiallehrer A13. Früher war es aber nicht allzu kompliziert, nach A14 befördert zu werden. Gemeint sind bei solch allgemeinen Formulierungen in der Regel auch Direktorinnen, Lehrerinnen, Schülerinnen und Referendarinnen.

Ach, Sie sind Lehrer? Dann sind Sie doch wahrscheinlich verbeamtet?
Das ist immer gut!

Ein Zahnarzt in Hamburg, den ich dann allerdings enttäuschen musste.

Lehrer! Ha ha ha! Das ist toll! Ha ha ha! Morgens hat man vier Stunden Unterricht! Ha ha ha! Und nachmittags frei! Ha ha ha! Und dann noch die ganzen Ferien! Ha ha ha! Großartig! Ha ha ha!

Eine zwanzigjährige polnische Studentin, mit der ich auf der Dachterrasse eines Hostels in der Jerusalemer Altstadt saß.

Lehrer! Krass! Echt Krass! Mann, o Mann! Das stelle ich mir tierisch stressig vor. Die beschissenen Schüler heute, die nur noch Scheiße bauen, und dann die wahrscheinlich noch viel beschisseneren Eltern, die denken, ihre Kinder taugen etwas!

Ein Umzugshelfer, als er in Berlin eine Kiste packte, die später in Wuppertal wieder ausgepackt werden musste.

Meine Nichte war auf Klassenfahrt. Und weißt du, was die Lehrer gemacht haben? Du wirst es nicht glauben! Die haben gesoffen wie die Löcher. Erst machen sie Urlaub auf Staatskosten, und dann saufen sie, anstatt sich um die Schüler zu kümmern. Von was für Menschen werden eigentlich unsere Kinder unterrichtet?

Eine ältere Frau in einem Sechserabteil zu einer gleichaltrigen Frau; sie wussten nicht, dass ihnen gegenüber ein solcher Mensch saß.

Lehrer. Och Arne, das ist was für dich. Das ist ein so schöner Beruf, das kannst du bestimmt gut!

Meine Oma, als sie erfuhr, dass ich nicht mehr Polizist, sondern Lehrer werden wollte.

Es gibt ja Lehrer, die behaupten, sie korrigieren wirklich *jeden* Tag. Und weißt du was? Denen glaube ich nicht. Die können mir erzählen,

was sie wollen, aber die korrigieren doch nicht in den Sommerferien, weil sie nach den letzten Zeugniskonferenzen noch acht Klassensätze Arbeiten mitgenommen haben ... in den Sommerferien ... die so lang wie mein ... wie mein ... *wie mein Jahresurlaub* sind.

Eine Freundin, die zum Zeitpunkt ihrer Äußerung in einem Verlag für die Filmrechte zuständig war.

Wenn ich daran denke, was meine Mutter für eine Pension bekommt, dann wird mir fast schwindelig. Und das Absurde ist, dass sie im Gegensatz zu mir und all meinen Kollegen und fast allen anderen arbeitenden Menschen nie auch nur einen Cent in eine Pensions- beziehungsweise Rentenkasse gezahlt hat. Weißt du, wie viel ich einzahle? Das ist doch alles verrückt! Als Angestellter, da musst du ja ein Jahresgehalt von sechzig- bis siebzigtausend Euro haben, um auf euren Nettomonatslohn zu kommen. Und so ein Gehalt habe ich zum Beispiel nicht.

Ein Freund, der Lehrerkind und als Rechtsanwalt in einer Kanzlei beschäftigt ist.

Lehrer bist du? Das finde ich mutig. Wird man nicht krank dabei, wenn man vor Schülern steht, die von ihren Eltern nicht mehr erzogen werden?

Eine Mutter in einem PEKIP-Kurs, während ich in Elternzeit war.

»Wenn du eine volle Stelle hast und 26 Stunden unterrichten musst ...«, sagte ich.

»Du meinst zwanzig Stunden. Ihr Lehrer rechnet immer ziemlich steil, wenn es um eure Arbeitszeiten geht. 26 Schulstunden entsprechen zwanzig Zeitstunden. Und dann fangt ihr doch meistens noch fünf Minuten später an und hört drei Minuten früher auf. Bei uns ist das anders. Wir arbeiten an 46 Wochen im Jahr jede Woche 45 bis 55 Stunden. Und die Stunden, von denen ich rede, die haben sechzig Minuten.«

Ein Vater, den ich an einem harmlosen Samstagmorgen in Berlin auf dem Spielplatz traf.

»An der Schule, an der ich bin, habe ich nur Anfängerunterricht in Französisch, mein Sportkollege hat gestern eine fünfstündige Klausur geschrieben und Montag schreibt er vier Stunden Pädagogik, und Deutschlehrer, die ...«, sagte ich, als mich meine Frau während einer Phase des Müßiggangs erwischte hatte. Doch sie unterbrach mich: »So was gibt es bei uns nicht. Da arbeitet jeder gleich viel. Immer. Ihr Lehrer habt keine Ahnung, wie es sich anfühlt, wenn man drei Monate am Stück arbeitet, in diesen drei Monaten weder Ferien noch bewegliche Ferientage noch Stundenausfall oder so was hat und während dieser Monate *nicht einen einzigen Werktag* vor halb sieben nach Hause gekommen ist, obwohl man schon um acht Uhr morgens im Büro saß.

Lehrer – das Dauerthema

Warum bloß gibt es so viele Bücher zum Thema *Lehrer*? Und warum werden immer wieder neue geschrieben? Die Antwort ist durchaus naheliegend: Es gibt allein in Deutschland knapp achthunderttausend Lehrer. Viele sehen sich selbst oft im falschen Licht dargestellt. Jeder Einzelne von ihnen hat, das versteht sich von selbst, eine Meinung über seinen Beruf. Und es gibt über elf Millionen Schüler, die alle eine Meinung über Lehrer haben. Und die Eltern dieser Kinder, das sind weitere gut zwanzig Millionen Erwachsene, die erstens eine Meinung über Lehrer haben, weil ihre Kinder zur Schule gehen, und zweitens, weil sie selbst zur Schule gegangen sind. Und ... – ach lassen wir das. Eigentlich gibt es überhaupt nur eine einzige Gruppe in Deutschland lebender Menschen, die definitiv keine Meinung zum Thema Lehrer hat: Kinder unter fünf Jahren.

Lehrer – geliebt und gehasst.² Von Schülern und von Exschülern, die später oft Eltern schulpflichtiger Kinder sind. Manchmal begegnet man auch dankbaren Eltern. Sogar dankbaren Schülern. Und ja, es kommt vor, dass einem verbal auf die Schulter geklopft wird. Harter Job, den ihr habt, heißt es. Aber häufiger hat man das Gefühl, dass man irgendwie immer an allem Möglichen schuld sei. Der klassische Sündenbock eben, dem es zu *verdanken* ist, dass die eigenen Kinder am Gymnasium nicht mehr mitkommen. Dabei hatten sie gar keine Gymnasialempfehlung gehabt. Aber auch daran waren ja die Lehrer schuld. Noch häufiger hört man mehr oder weniger verklausuliert, dass wir »faule Säcke«³ seien. In vielen Teilen der Bevölkerung werden wir allein für unser vermeintlich angenehmes Leben geradezu gehasst. (Oder beneidet?) So denken die anderen, die Nichtlehrer.

2 Es gibt sogar ein Buch mit dem Titel *Das Lehrerhasserbuch* (von Lotte Kühn, 2005).

3 Gerhard Schröder hat diesen Ausdruck in seiner Funktion als niedersächsischer Ministerpräsident im Jahr 1995 anlässlich eines Interviews für eine Schülerzeitung benutzt. Das fünfte Kapitel im Lehrerhasserbuch heißt übrigens: *Warum Lehrer doch faule Säcke sind*.

Und die Lehrer? Oft hat man den Eindruck, Lehrer wissen selbst nicht genau, ob sie ihren Beruf nun lieben oder hassen sollen. Manchmal erwecken sie den Eindruck, sie hätten die Arschkarte unter allen Akademikerberufen gezogen. Mit einem unverhältnismäßig hohen Arbeits- und Stressaufkommen, das im krasssten Widerspruch zum mageren Gehalt steht, das sie beziehen. Für diese Lehrer ist der Beruf ein Horrorjob. Sie sagen es nicht, aber man hat den Eindruck, sie dächten es wirklich. Zum Glück begegnet man aber auch immer wieder Lehrern, die sofort sagen, sie würden immer wieder Lehrer werden. Weil es ein Traumberuf ist.

Darum – um beide Seiten der Medaille (beziehungsweise der Verbeamtungsurkunde, die vielen so wichtig ist) – geht es in diesem Buch.

Dieses Buch wird übrigens keine Hymne an das deutsche Bildungssystem werden. Denn es gibt etwas, das mich durch meine Jahre, die dem Referendariat folgten, wie ein Schatten begleitet hat. Wie ein dunkler Schatten: der Bildungsföderalismus!

Viel wird davon geredet. Selten werden aber diejenigen gehört, die unter ihm gelitten haben. Wie fühlt es sich eigentlich an in diesem Irrgarten? Wie wird man von den Behörden behandelt? Wie – genauer: in was für einem Tonfall – wird einem erklärt, dass man auch im vierten Bundesland wieder alle Unterlagen einreichen muss, selbstverständlich beglaubigt? Dass ich zum Opfer dieses Systems wurde, lag daran, dass ich meiner beruflich erfolgreicherer Frau mehrfach hinterhergereist bin und daher (Referendariat inklusive) in vier Bundesländern unterrichtet und in einem fünften studiert habe. Daher konnte ich jahrelang nur Krankenvertretungen übernehmen und stand infolgedessen regelmäßig mitten im Schuljahr vor Klassen, denen ich wenige Monate später das Abitur abnehmen sollte. Die Antwort auf die Frage, warum ich mir irgendwann gar nicht mehr vorstellen konnte, *nicht* mehr Vertretungslehrer zu sein (inzwischen bin ich es nicht mehr), hat natürlich ebenfalls ein eigenes Kapitel verdient.

Lehrerliebhaberbuch? Zu gern! Das Problem dabei: Auf meiner Odyssee durch die Schulen und Lehrerzimmer haben mich selbst meine Lieblingskollegen manchmal genervt. Und zwar ...

1. ... mit ihrem Dauerlamento. Immer wird genörgelt. Dabei sind viele Lehrer eigentlich zufrieden und würden auch im nächsten Leben nichts anderes werden wollen. Dass ein Lehrer gern Lehrer ist, hört man aber frühestens nach der achten Nachfrage.

2. ... mit ihrer Neigung, von den Vorzügen einer Verbeamtung zu schwärmen, als gäbe es nichts Erstrebenswerteres im Leben als die Verbeamtung (auf Lebenszeit). Ich war irgendwann derart angeödet von diesem Thema, dass allein der Klang des Wortes *Verbeamtung* Aggressionen in mir weckte und ich mir nur noch zu helfen wusste, indem ich einen zornigen Antiverbeamtungsartikel schrieb. Um diesen Artikel und vor allem um die scharfen Reaktionen darauf geht es im Verbeamtungsteil.

Aber zunächst soll es um etwas anderes gehen: Wie kommt man eigentlich ausgerechnet auf die Idee, Lehrer zu werden? Und wie ging es nach dem Abitur weiter? Hat das Lehramtsstudium im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert in Kiel und Tübingen Lust gemacht auf den späteren Lehrerberuf?

Vor allem im Rückblick ist dieser lange Prozess – wie der Schüler, der Noten bekommen und Lehrer manchmal entsetzlich gefunden hat, zum Lehrer wird, der selbst Noten gibt und den die Schüler manchmal entsetzlich finden – in jeder Hinsicht kurios.

Abschließen möchte ich diese einleitenden Bemerkungen mit einer Warnung: Wer sich für neue Methoden interessiert, seine Methodenkenntnis vertiefen möchte oder wer auf der Suche nach dem Rezept für eine alltagstaugliche Didaktik ist, der sollte dieses Buch nicht lesen. Ein solches Buch müssen andere schreiben.

Allen anderen wünsche ich: Viel Spaß!

Teil I: Der Schüler, der ein Lehrer wurde

Vermutlich wollte jeder Junge irgendwann mal Astronaut werden. Das liegt ja auch durchaus nahe. Man guckt zum Himmel und denkt: Wow, da oben, auf dem Mond, muss es toll sein. Und schon ist ein Berufswunsch geboren. So schnell, wie der Astronautenwunsch geboren wird, stirbt er allerdings auch wieder.

Ich selbst erinnere mich nicht mehr genau daran, ob ich Astronaut werden wollte. Mein erster konkreter Berufswunsch lautete: Detektiv, und irgendwann, als ich selbst merkte, dass Detektive eher in Krimis auftauchten, war ich mir plötzlich sicher, Polizist werden zu wollen. Ich ging schon aufs Gymnasium und seltsamerweise hielt sich dieser Wunsch über viele Jahre hinweg. Ich wollte zur Kriminalpolizei. Auch als ich in der Phase der späten Pubertät mit langen verzottelten Haaren herumliefe und mich sagenhaft cool fand, rückte ich nicht ab von diesem Wunsch. Als es so weit war, hieß es in Eutin, wo in Schleswig-Holstein Polizisten ausgebildet werden, man stelle momentan nur in den Mittleren Dienst ein. Komischerweise war der Berufswunsch in diesem Augenblick wie von einer Sturmböe weggefedt. Er war plötzlich nicht mehr da, als hätte er nie existiert. Anstatt in ein Loch zu fallen, weil mir eine Perspektive fehlte, füllte ich das Loch einfach: Ich beschloss, Lehrer zu werden. Und zwar für Geschichte und Französisch. Das waren meine Leistungskurse. Das waren die Fächer, in denen ich gut war. Das waren die Fächer, die mich interessierten.

Aber warum wollte ich eigentlich Lehrer werden? Waren meine Geschichts- und Französischlehrer meine Idole gewesen, denen ich nacheifern wollte? So wie kleine, deutschtürkische Jungs heute von einer Karriere träumen, wie sie ihnen Mesut Özil vorlebt? Die Wahrheit ist: Damals dachte ich überhaupt nicht darüber nach. Wenn man mich gefragt hätte, hätte ich gesagt: »Hauptsache irgendwas studieren!«

Im Rückblick waren es nicht unbedingt Gedanken, sondern Gedankenlosigkeit und Naivität: Dass es durchaus anstrengend sein könnte, vor dreißig Schülern zu stehen, interessierte mich nicht. Ich

dachte eher daran, wegen der vermeintlich freien Nachmittage und der Ferien als Lehrer weiterhin viel Sport treiben zu können. Damals war ich neunzehn Jahre alt, hatte den roten Gurt in Tae-Kwon-Do und sollte auch in den folgenden Jahren viele Stunden wöchentlich im Trainingsraum verbringen.

Mein Freund C. sagte damals: »Lehrer? Da verdient man doch nichts!« Er selbst wolle später viel arbeiten und viel verdienen. Und meine Eltern? Sie, die überrascht waren, dass ich ohne Schwierigkeiten und ohne Nachhilfe durchs Gymnasium geschlittert war, sagten: »Toll, das ist was für dich!«

Da das auch meine Großmutter sagte, habe ich es dann einfach geglaubt und die mir zugeschriebenen Fähigkeiten in den folgenden Jahren nie wieder hinterfragt.

Das sollte ich erst später tun.

»Wie waren Sie eigentlich als Schüler?«

Manchmal wird man das von Schülern gefragt. Zu Recht. Denn ein Lehrer, dessen Beruf es ist, Schülern etwas beizubringen und sie manchmal jahrelang zu begleiten, der war nun mal selbst Schüler. Eigentlich hat jemand, der Lehrer wird, nichts anderes getan als die Fronten zu wechseln.

Nun, wie war ich als Schüler? War ich ...

... Klassen- bzw. Schulsprecher, also ein Schüler, der bereit war, für eine Klasse oder die ganze Schule Verantwortung zu übernehmen?

... ein Mobbingopfer, das unter den anderen Schülern gelitten hatte (und sich später rächen wollte)?

... ein Täter, den später die Reue plagte?

... oder einfach bloß ein Albtraum?

Der Albtraum

In der allerersten Klasse war ich der Albtraum meines Lehrers. Ich erinnere mich dunkel, dass ich sehr oft im Flur vor dem Klassenraum stand. Das war die Garderobe. Und dort stand ich, weil ich mal wieder rausgeflogen war. Wie sich der Prozess des Rauswurfs abgespielt hatte, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch: Ich stand da ... und es war

mir herzlich egal. Schule? Was sollte ich da überhaupt? Ich wohnte in Schilksee, einem Vorort von Kiel, als Richter- und damit Beamtensohn schon fast klischeehaft in einem Reihnhaus, vierhundert Meter von Steilküste und Strand entfernt. Was sollte ich also in der Schule, wenn es den tollsten Abenteuerspielplatz direkt vor der Haustür gab? Dann wurden irgendwann meine Eltern, die dachten, alles lief gut, von meinem Klassenlehrer angerufen. Nachdem sie den ersten Schock überwunden hatten, willigten sie ein, dass ich das erste Schuljahr noch einmal wiederholen sollte. Und das war die im Rückblick betrachtet beste Entscheidung, die sie je für mich getroffen haben. Es ist traurig, bitter und verantwortungslos, dass heute viel zu wenig Eltern bereit sind, solche Entscheidungen zu treffen, sondern stattdessen eher dazu neigen, ihre Kinder zu früh einzuschulen oder sie gar zu vorschnell in Hochbegabungsschulen unterzubringen, um sie später auf das vermeintlich beste Gymnasium zu schicken.

Der Schüler, der später Lehrer wurde, war kein durchgehender Albtraum, und ein schlimmer Schüler war er auch nicht. Das Albtraumhafte blitzte nur hin und wieder auf. Und Hausaufgaben hat er, obwohl er immer ziemlich chaotisch war (und noch immer ist), seltsamerweise selten vergessen.

Aber eine Sache war doch irgendwie ziemlich schlimm: Einer naiven Referendarin, auf die ich noch zu sprechen kommen werde, war es gelungen, die wenige kriminelle Energie, die tief in mir schlummerte, freizusetzen. Sie hatte immer Lösungszettel für die Mathearbeiten angefertigt, die sie unmittelbar *nach* der Arbeit verteilte. Wir folgerten daraus, dass die Zettel dann ja *vor* der Arbeit in ihrer Tasche sein müssten. Die Tasche hatte die Referendarin im Raum stehen lassen, in dem wir zuvor Physik gehabt hatten. Das war natürlich ein Anfängerfehler: Man lässt keine wichtigen Unterlagen im Klassenraum. (Selbst wenn der Raum während der Pause abgeschlossen wird, kommt es vor, dass irgendein Lehrer den Raum während der Pause aufschließt, wenn ein Schüler ihn zum Beispiel wegen eines vergessenen Turnbeutels darum bittet.) Und in der Tasche, in der ich wie ein schamloser Dieb herumwühlte, suchte und fand ich den Zettel, während zwei Freunde Schmiere standen. Was dachten wir uns dabei?

Mein Freund war und blieb bis zum Abitur der beste Schüler in Mathe. Und ich war nie gut, aber auch nie schlecht. Mal schrieb ich eine Zwei, mal eine Drei. Wir dachten wirklich, wir täten etwas Richtiges, als wir den Lösungszettel – wir selbst hatten ihn nicht nötig – während

der Arbeit rumreichten. Schade nur, dass einige Mitschüler zu blöd waren und einfach die Ergebnisse hinschrieben. Die Arbeit wurde nicht gewertet. Der Skandal war groß. Die Referendarin nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal am Boden zerstört. Und ich, der Richtersohn, lag nächtelang wach. Aber mich verpetzte niemand. Obwohl es jeder wusste.

Die Referendarin wird übrigens wochenlang wach gelegen haben. Nicht nur, weil sie eine neue Arbeit hatte konzipieren müssen. Sondern vor allem, weil die ganze Klasse über sie lachte und weil ihr Seminarleiter und vielleicht auch die Schulleitung ihr mit Sicherheit Vorwürfe gemacht haben.

An solche Sachen denkt man als Schüler aber nicht.

Täter

Irgendwann stand Melanies⁴ Vater bei uns vor der Tür und hat sich bei meiner Mutter beschwert. Zum Glück war der Vater so unklug zu sagen, dass wir seine Tochter »wie die Mafia« bedrängen würden. Daraufhin hat meine Mutter ihn weggeschickt, und ich habe geschworen, dass da nichts Wahres dran sei. War es aber. Es muss furchtbar gewesen sein für Melanie. Sie hatte bestimmt Angst vor dem Schulweg. Jeden Tag musste sie befürchten, von ein paar Wilden ins Gebüsch geschubst und dann ausgelacht zu werden. Wahrscheinlich fühlte sie sich auch nicht anders als ein Zehntklässler, der ständig abgezogen wird. Wir fanden das witzig.

Das war allerdings harmlos im Vergleich zu dem, was wir Clodwig angetan haben. Heute frage ich mich: War das, was wir getan haben, aber wirklich so grauenhaft? Um diese Frage zu beantworten, wechsele ich die Perspektive: Ich stelle mir vor, wie mein achttjähriger Sohn jeden Tag in der Pause folgenden Schlachtruf hören muss: »Jetzt in die Mülltonne mit ihm!« Und dann wird *mein* Sohn über den Schulhof gejagt und in eine der großen Mülltonnen geworfen! In meiner Erinnerung haben wir das mit Clodwig jeden Tag gemacht. Aber wahrscheinlich war es so oft nun auch wieder nicht. Vielleicht landete Clodwig auch nur wenige Male in den großen Mülltonnen. (Was ich mich heute frage: Wo war damals eigentlich die Pausenaufsicht?) Einmal kam Clodwig

4 Alle Namen geändert.

nach einer solchen Aktion am folgenden Tag mit einem eingegipsten Arm in die Schule. Wahrscheinlich habe nicht nur ich gedacht, dass wir jetzt ins Gefängnis müssen. Ja, es war grauenhaft, was wir gemacht haben. Kinder können grauenhaft sein.

Und später? Kleine, harmlose Prügeleien mit Schülern aus der Parallelklasse, unerlaubte Aufenthalte im Aufenthaltsraum während der Pause, und ja, die Sache mit dem Applaus (siehe *Die Lehrer des späteren Lehrers/Referendare*) hat wohl einigen wehgetan und andere einfach bloß genervt. Das gehört aber irgendwie auch in das Kapitel, in dem es um die Lehrer geht, die ich selbst hatte. Denn dass die Sache mit dem Applaus derart eskalierte, lag nicht nur an uns.

Fazit: Es gab schlimmere Schüler. Aber auch bravere.

Mobbingopfer?

Bis zur siebten Klasse war ich immer der Älteste, weil ich – siehe oben – gleich die erste Klasse wiederholt habe. Ich konnte gut Fußballspielen, wurde bei *Pisspott* immer als Erster oder Zweiter gewählt, und die Mädchen ekelten sich nicht, wenn sie mich beim Flaschendrehen küssen mussten. Dann kamen zwei Sitzenbleiber, vergifteten erstens das Klima in unserer Klasse und raubten mir zweitens meine vorteilhafte Rolle, die ich ohne viel Zutun bis dahin in der Klasse gespielt hatte. Beide waren älter als ich. Einer von ihnen spielte besser Fußball als ich. Der andere war Leistungsturner mit entsprechendem Körperbau. Die Mädchen himmelten diese Jungs geradezu an. Dann begannen die Jungs, der unterschwellige Konflikt dauerte bereits zwei Jahre an, Vespa zu fahren, zu rauchen und zu trinken. All das faszinierte die Mädchen und auch einige Jungs derart, dass aus den Prinzen kleine Könige wurden. Und ich? Ich fuhr erstens keine Vespa, zweitens rauchte ich nicht und drittens trank ich keinen Alkohol. Ich war ja Richtersohn. Der Milchbubi. Es kam zu Konflikten. Zu verbalen Konflikten. Dann auch zu gewalttätigen Konflikten. Ich war der, der, wenn er geschubst worden ist, zurückgeschubst hat. Ich will hier nicht so tun, als wäre ich der Held gewesen. Aber irgendwie hatte ich meinen Stolz. Ich hatte Angst, wenn ich zurückschubste oder den Ball, der auf mich im Sportunterricht ziemlich aggressiv geworfen worden war, zielsicher zurück (ins Gesicht des Werfers) warf. Aber unter keinen Umständen wollte ich die Angst zeigen. Ich vermute, dass dieser Konflikt auch deshalb nie eskaliert ist.

Alles hielt sich in Grenzen. Ich hatte in jener Zeit übrigens zwei Freunde. Freunde, mit denen ich jeden Tag auf dem Hof zusammenstand. Immer nur wir drei. C. und S. Sie hielten immer zu mir. Auch deshalb fühlte ich mich nie wirklich allein.

Und wie endete das, was unangenehm, aber nie wirklich schlimm gewesen war? Nun, einer der Sitzenbleiber begann ebenfalls mit Tae-Kwon-Do. Auch wenn es peinlich ist, das zu schreiben, aber ich war: besser! Infolgedessen war er dann in der Schule meistens nett zu mir.

Der andere Sitzenbleiber wurde mit mir zum Klassensprecher gewählt. In der zehnten Klasse saßen wir als Vertreter unserer Klasse während eines Elternabends nebeneinander. Die Lehrer haben nicht gut über die Klasse gesprochen. Und wir? Wir haben gemeinsam unsere Klasse verteidigt. Anschließend sind wir zwar keine Freunde geworden. Aber alles war gut. (Außerdem trank ich inzwischen Alkohol.)

Klassen- bzw. Schulsprecher

Der spätere Lehrer, ein engagierter Schüler? Nun ja, eigentlich nicht. Ich war einige Male Klassensprecher – zwei- oder dreimal. Seltsamerweise kandidierte ich mit meinem in jener Zeit stark politisierten Freundeskreis aber nicht für die SV (= Schülervertretung). Im Rückblick bin ich schlicht entsetzt über unsere Untätigkeit. Warum haben wir eigentlich die Verantwortung gescheut? Ich weiß es nicht. Lag es daran, dass ich in jener Zeit wann immer es ging, Tae-Kwon-Do trainierte? Keine Ahnung. Die Krönung meines Nichtengagements war das Abitur: Der Einzige aus dem ganzen Jahrgang, der später als Lehrer Schüler zum Abitur führen sollte, hielt sich aus sämtlichen Organisationsteams (Entlassung, Abizeitung, Abiball, usw.) heraus. Komplett und konsequent. Einfach bloß peinlich. Immerhin: Mitgefeiert habe ich dann doch – aber ist das nicht fast noch peinlicher? Nein, mit ein wenig Scham gebe ich zu: Ein besonders engagierter Schüler war der spätere Lehrer definitiv nicht!



Vielleicht zeigte ich überhaupt nur zweimal als Schüler, dass in mir ein Lehrer steckte. Als ich als Betreuer im zwölften und 13. Jahrgang mit den Skimannschaften – bestehend aus Siebt- und Achtklässlern – mit meinem damaligen Lehrer in den Harz fuhr. Dass dies so war, lag auch

an dem Lehrer, zu dem ich bis zu dessen Tod ein besonderes Verhältnis hatte.

Wie fand ich aber als Schüler generell meine Lehrer?

Schülerquäler und Partykönige: die Lehrer des späteren Lehrers

► Exkurs: Gute Lehrer, schlechte Lehrer

Tja, was ist das eigentlich? Ein guter Lehrer? Ein schlechter Lehrer? Es gibt natürlich viele Meinungen zu diesem Thema. Mindestens 99 Prozent aller Eltern finden immer die Lehrer gut, von denen die eigenen Kinder gute Noten bekommen. Sie sagen das in der Regel nicht so. Aber sie meinen es so. Das heißt: Sie finden Grundschullehrer gut, die dem eigenen Kind eine Gymnasialempfehlung geben. Oder sie finden Gymnasiallehrer gut, die den Abischnitt ihres Kindes heben.

Seminarleiter finden die Referendare gut, die genau das tun, was sie sagen, und jede Kritik höflich abnicken.

Rein formal sind diejenigen Lehrer am besten, die eine Eins im zweiten Staatsexamen haben. (Oder heute in einem gleichwertigen Abschluss.) Aber was soll man davon halten, dass in Schleswig-Holstein an meinem Seminar von knapp vierzig Referendaren im Jahr 2004 am Ende nur drei Referendare eine Eins bekommen haben, während in Hamburg an einem einzelnen Gymnasium, an dem ich im Jahr 2005 unterrichtete, *alle* Referendare an dieser Schule eine Eins erhalten haben? Zufall? Oder andere Bewertungskriterien? Oder was war da los?

Das Geo-Magazin⁵ widmete dem Phänomen Lehrer eine Titelseite. Dort stand: »Der gute Lehrer benötigt zunächst herausragendes Fachwissen, das durch gute Didaktik ergänzt werden muss.« Und: »Nur, wer sich für Schüler begeistern kann und mit nachgiebigem Vergnügen täglich Beziehungsarbeit verrichtet, kann als Lehrer überleben.« Letzteres ist mit Sicherheit wichtiger als Ersteres. Was nützt einem das sensationelle Fachwissen, wenn das Fachwissen eines guten Abiturienten ausreicht, um bis zur zehnten Klasse Französisch zu unterrichten? Was nützt es, Literaturtheorien herunterbeten und auf den Nouveau Roman anwenden zu können, wenn man froh ist, wenn die

5 Geo-Magazin, Ausgabe 02/2011

Schüler irgendwann *Le petit Nicolas*⁶ lesen können, ohne jede zweite Vokabel nachschlagen zu müssen?

Mein Bruder ist Professor für Finanzmathematik. In der Einleitung seiner Doktorarbeit zum Thema *Portfoliooptimierung unter Transaktionskosten* (die einzelnen Kapitel heißen zum Beispiel *Asymptotische Rendite unter Transaktionskosten* oder *Das Binomialmodell als Kontrollmodell*), war mir die Hälfte aller Wörter unbekannt. Er ist fachlich herausragend gut. So jemand sollte nicht Klassenlehrer einer siebten Klasse werden. Im Klassenraum verfault das Wissen, von dem 99 Prozent nie aktiviert wird, doch bloß. Solche Fachgenies sollten an die Unis oder woandershin.

Das Fachwissen eines Lehrers sollte selbstverständlich gut und vor allem fundierter als das Wissen der besten Schüler sein (mein Französischwortschatz sollte zum Beispiel umfangreicher sein), aber dass ein Lehrer über herausragendes Fachwissen verfügen muss – man liest es immer wieder – ist Blödsinn. So etwas denken mit Sicherheit vor allem Bildungstheoretiker, aber keine Lehrer.

Ein Lehrer muss noch immer *vor* der Schulklasse (be)stehen. Das ist der Punkt. Wenn er das nicht kann oder wenn es ihm dort *nicht gefällt*, dann ist er als Lehrer so nützlich wie ein Kapitän, der ab Windstärke drei seekrank wird. Und ja, wichtig ist, dass man nur ein guter Lehrer sein kann, wenn man diesen Beruf mit der nötigen Leidenschaft und Lust ausübt. Lust, Schüler für das, was man tut, zu begeistern. Heribert Prantl hat es in der SZ⁷ folgendermaßen ausgedrückt: »Die guten Lehrer sind begeistert von dem, was sie tun. Sie unterrichten nicht einfach Biologie [...]. Sie unterrichten junge Menschen in Biologie. Das ist ein Unterschied.« Und: »Es ist eine Kunst, jungen Menschen eine Tür zur Welt zu öffnen, sie neugierig zu machen.« Das stimmt. Die Autorität gesellt sich dann automatisch hinzu.

Und es gibt – das wird in jeder Debatte vergessen – vermutlich achtzig Wege zu einem Unterricht, der genau das schafft. Manchmal reicht es einfach, wenn man mit leuchtenden Augen vor der Klasse steht. Und manchmal reicht es nicht, obwohl man didaktisch, pädagogisch und fachlich ein Genie ist. Manchmal scheitert man an einzelnen Schülern.

6 Die Geschichten vom kleinen Nick sind alle ins Deutsche übersetzt. Der Asterix-Autor René Goscinny erzählt mit grandiosem Sprachwitz Alltägliches aus der Sicht eines vermutlich achtjährigen Jungen.

7 Süddeutsche Zeitung Nr. 293, 18./19. Dezember 2010

Oder an einer ganzen Klasse. Wenn man froh ist, einen Schüler loszuwerden, dann ist man an diesem Schüler gescheitert. Wenn man froh ist, eine Klasse abzugeben, ist man an dieser Klasse gescheitert. Diese Art des Scheiterns gehört zum Lehreralltag, wie es zum Alltag eines Richters gehört, vom Angeklagten belogen zu werden. Dieses Scheitern ist nicht schön. Manchmal tut es auch weh. Aber man muss es aushalten, ohne dass es einem gleichgültig sein darf. Das ist ein Balanceakt. Und dieser Balanceakt ist vielleicht das Schwierigste an diesem Beruf. Nur die Lehrer, die im Geo Magazin (s.o.) erwähnt werden, die scheitern nie. Sie sind wie Fußballer, die nie einen Elfmeter verschießen.

Schulklassen setzen sich aus einzelnen Schülern zusammen, von denen jeder anders tickt. Deshalb sind *alle* Schulklassen anders. Gerade das macht den Beruf so spannend. Manche Schulklassen funktionieren nur dann, wenn der Kumpeltyp vor ihnen steht. Genau dieser Kumpeltyp hätte in anderen Klassen jedoch keine Chance, weil dort der humorlose, dafür aber unglaublich konsequente Lehrer gefragt ist, der in der Lage ist, auch schwierigste Klassen zu disziplinieren. Im leistungsstarken LK nützt es, wenn man fachlich unangreifbar ist. Ich bin es zum Beispiel nicht.

Ich bin ein Lehrer, der auch mal einen Elfmeter verschießt. Ich bin kein Lehrer, dessen Unterricht einzigartig ist und den die Schüler verehren. Ich bin auch kein schlechter Lehrer, dessen Unterricht vollkommen wirkungslos ist und der dauerhaft mit Schülern Probleme hatte bzw. hat.

Ich glaube, dass ich ziemlich normal bin. Das kann ich von den Lehrern und Referendaren meiner Schulzeit, die ich nun vorstellen werde, nicht behaupten.

Referendare

In der vierten Klasse war meine Klassenlehrerin eine Referendarin. Für uns Schüler war das kein Thema. Wir wussten gar nicht genau, was der Unterschied zwischen einer Lehrerin und einer Referendarin war. Unsere Mütter waren ja selbst noch keine vierzig Jahre alt. Deshalb war für uns achtjährige Schüler eine 26-jährige Referendarin ein vergleichsweise alter Mensch. Überhaupt sind aus der Grundschülerperspektive Lehrer entweder alt – ungefähr so alt wie die eigenen Eltern, also so alt wie man selbst nie werden wird – oder sehr alt (mit grauen Haaren, wie

Vandenhoeck & Ruprecht

Achtung: Wer wissen will, wie es sich anfühlt, wenn man mit 26 Jahren sein Referendariat beendet, von der Schule übernommen wird und mit 30 Jahren seine Verbeamtungsurkunde auf Lebenszeit erhält, der wird enttäuscht werden. Dieses Buch steckt voller überraschender Episoden. Es zeugt vom reichen, spannenden und manchmal das Absurde streifenden Erfahrungsschatz eines Lehrers, der bislang an acht Schulen in vier Bundesländern und an drei Schulen in Frankreich unterrichtet hat. Das Buch ist sowohl ein leidenschaftliches Plädoyer für ein einheitliches Schulsystem als auch eine kämpferische Polemik gegen die Verbeamtung ... Und schließlich ist es auch eine Liebeserklärung an einen verrückten und nie langweiligen Beruf, über den jeder Mensch eine eigene Meinung hat.

Der Autor

Arne Ulbricht ist Lehrer für Geschichte und Französisch. Er ist im Februar 2012 zu seiner eigenen Überraschung drei Monate vor seinem 40. Geburtstag verbeamtet worden und hat inzwischen darum gebeten, seinen Beamtenstatus wieder in ein Angestelltenverhältnis umzuwandeln.

www.v-r.de